

B 9978 F

DM 8,-
öS 56,-
sfr 8,-

ISSN 0178-6857

Literatur in Bayern



Herausgegeben vom Institut
für Bayerische Literaturgeschichte
der Universität München

Nr. 2 Dez.
1985

Dietz-Rüdiger Moser

Das Bild des Bayern
in der Literatur

Franz Xaver Kroetz

Der Weihnachtstod
Ein bayrisches Requiem

P. Werinhard Einhorn OFM

Fioretti-Illustrationen
als Buchschmuck

Christine Schemmann

Wortschatz der Alpinisten

Ruth Rehmann

Liebesgeschichte
mit Bäumen

Ghemela Adler

Zum Gedächtnis von
Peter Paul Althaus

Wilfried Stroh

Lebendiges Latein



In den Stunden zwischen Elf und Zwölf

Abgetaut sind die Gestirne
Im Nabel nisten Schwalben
Blau lodert der Himmel im Haar

In den Stunden
zwischen Elf und Zwölf,
wenn die Grenzzäune
ihr wahres Gesicht zeigen
– weit hinter meinem Rücken
ein blasser Strich am Horizont –

gehe ich,
Orpheus zum Begleiter,
die schartig gewordenen Lieder gegürtet,
weiter und weiter welteinwärts.

Jahreswechsel

Gerhard Winter (geb. 1959), Ingolstadt

Aufbruch

Unsere schwerelosen Tage
lasse ich gehen,
dem alternden Mond entgegen.
Unsere Hochzeiten, dann und wann,
legst du den müden Sternen vor.

Unseren verjährten Kummer
läßt du ziehen,
das trockene Flußbett hinab.
Unsere aussätzigen Stunden
vergrabe ich unter braunem Schnee.

So, gepäcklos,
auf festen Boden
wollen wir wandern.
Ineinandergelegt unsere Blicke
gehen wir langsam Berg über Berg.

Altes Tuch Sehnen

Du Segel	Sein Lied
Altes Tuch Sehnen	Sollst du
Eingeholt vor Jahr und Tag	Fangen noch einmal

Du Segel	Fremde Strände
Noch einmal soll	Eingeholt vor Jahr und Tag
Singen der Südwind	Altes Tuch Sehnen

Literatur in Bayern

Vierteljahresschrift für Literatur, Literaturkritik und Literaturwissenschaft. Herausgegeben im Auftrag der Vereinigung der Freunde Bayerischer Literatur e. V. in Zusammenarbeit mit Fritz Fenzl, Wolfgang Frühwald, Günter Goepfert, Helmut Kreuzer, Hannes S. Macher und Herbert Zeman vom Institut für Bayerische Literaturgeschichte der Universität München

Redaktion:
Prof. Dr. Dietz-Rüdiger Moser

Redaktionsassistent:
Irene Götz

Anschrift der Redaktion:
Schellingstr. 3, 8000 München 40,
Telefon (089) 2180-2402

Verlag:
W. Ludwig Verlag – Ilmgau Druckerei KG,
1068 Pfaffenhofen/Ilm, Türliorstr. 14,
Tel. (08441) 5051-53, Tx 55540

Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich zum Einzelpreis von DM 8,-. Abonnentenpreis jährlich DM 24,- zuz. Postgebühren incl. MwSt. Bestellungen an dem Verlag.

Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlages

Anzeigenverwaltung:
W. Ludwig Verlag, Türliorstr. 14, 8068 Pfaffenhofen.
Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 1 vom 1. 7. 1985.

Gesamtherstellung:
Ilmgau Druckerei, Türliorstr. 14, 8068 Pfaffenhofen

NHALT NR. 2 / DEZ. 1985

Gerhard Winter Jahreswechsel	1
Dietz-Rüdiger Moser Das Bild des Bayern in der neueren deutschen Literatur	3
Franz Xaver Kroetz Der Weihnachtstod Ein bayerisches Requiem	8
Parabel über die Angst „Bauernsterben“	14
Ulrich Johannes Beil Steinerne Schatten	20
Jürgen Küster Das Literarische Interview: Gespräch mit Wilhelm Deinert	21
F. Jürgen Werinhard. Einhorn OFM Fioretti-Illustrationen als Buchschmuck	25
Kuth Rehmann Liebesgeschichte mit Bäumen	40
Christine Schemmann Wortschatz der Alpinisten Eiskristalle	46 49
Irene Götz Neue Freiräume für das Buch	50
Thomas Huszty-Betzner Das Gewicht des Lebens	53
Ghemela Adler Das Traumstadtlächeln Zum 20. Todestag von Peter Paul Althaus	54
Liebeslyrik	57
Wilfried Stroh Lebendiges Latein	58
Fritz Peter Knapp Erste Passauer Nibelungengespräche Altomünsterer Birgittenspiel	62 65
Totengedenken · Institutsnachrichten Buchbesprechungen · Meldungen	66
Titelbild: Hans Beat Wieland (1867–1945): Winter in Bayern. Plakat 1910. Foto: Archiv Richard Rudolf Wieland, CH-8136 Gattikon	

Beilagenhinweis

Dieser Ausgabe liegt der Prospekt „Die Coburger Liederhandschrift des Friedrich Briegleb“ des Saaleck-Verlages, Hammelburg, bei. Wir bitten unsere Leser um Beachtung.



Buchbesprechungen

Bairisches Dialektbuch

Zehetner, Ludwig: Das bairische Dialektbuch. Unter Mitarbeit von Ludwig M. Eichinger, Reinhard Rascher, Anthony Rowley und Christopher J. Wickham. – München: C.H. Beck 1985. 38,- DM.

0. In einer Zeit, in der Sprachenkenntnis so populär ist wie nie zuvor, gleichzeitig aber das Wissen über Sprache und Sprachen so arm geworden ist wie wohl auch kaum je zuvor, ist alles zu begrüßen, zu ermutigen, ja zu hätscheln, was Wissen über Sprache verbreitet – wieviel mehr ein Buch, das Wissen über einen Dialekt ausbreitet. In Zehetner hat diese Mundart einen kenntnisreichen und tapferen Fürsprecher gefunden. Sie hat ihn immer noch nötig. Wenn man als Rezensent mit dem Autor des rezensierten Buches wetteifert in der (sprachwissenschaftlichen) Zuneigung zu diesem Dialekt, dann tut man sich schwer, den, der eifriger gewesen ist in seinem Liebesdienst, zu kritisieren (wie es die Aufgabe des Rezensenten ist), ohne sich in den Verdacht von Neid und Eifersucht zu begeben. So bekenne ich vorweg, daß ich dieses Buch (oder doch ein ähnliches) gern selbst geschrieben hätte, und daß ich gern die Kritik in Kauf genommen hätte, die nun folgt. Hier sei alles gesagt, was nach meiner Ansicht das Buch noch besser machen und ihm weitere Freunde gewinnen könnte¹.

1. Der Verfasser dieses Buches, Ludwig Zehetner, aufgewachsen in Freising, ist dem mittelbairischen Dialekt dieser Stadt verpflichtet². Er kennt die Bedrohung der kleinräumigen Dialekte durch den „Dialekt“ der nahen Großstadt München. Er hat sich u.a. wissenschaftlich ausgewiesen durch die Erfassung unterschiedlicher Dialektstufen in Freising³ nach Transkriptionen von Gesprächen. Er hat aber auch versucht, die agrarisch bestimmte Mundart der Holledau zu erfassen, die doch einiges von seinem eigenen Dialekt trennt (vgl. Nr. 84). So kennt er in Beispielen die ganze Spannweite des mittelbairischen Dialekts, und er weiß sie darzustellen. In seinem Beruf als Lehrer hat Zehetner zudem einige Erfahrungen über die Probleme des dialektprechenden Schülers mit einer hochsprachlich orientierten Schule gesammelt. Sie haben sich in mehreren Veröffentlichungen zur kontrastiven Beschreibung Hochsprache – Bairisch und zu den Auswirkungen des Dialekts auf die Schule niedergeschlagen (vgl. Nr. 85, 86, 113, 114, 115). Diese Interessen leugnet der Verfasser auch in diesem Buch nicht.

Aus dem informativen Vorwort kann man

zudem entnehmen, daß der Verfasser eine exemplarische Darstellung in einer laiengerechten Sprache anstrebte, und dieses Vorhaben ist ihm auch weitgehend gelungen. Daß sprachwissenschaftliche Sachverhalte, manchmal ein sehr spröder Gegenstand, dem Laien nicht ganz leicht nahezubringen sind, versteht sich von selbst, aber auch, daß ein Einzelner nicht alle Gebiete beherrschen kann, die für ein „bairisches Dialektbuch“ einschlägig sind. Der Verfasser sagt jedoch (S. 13) sehr deutlich, daß er sich in weiten Bereichen auf die Arbeiten anderer stützt. In einigen Abschnitten bezieht sich Zehetner auch auf nicht näher charakterisierte Manuskripte von Kollegen. Hier wäre eine Klärung der Autorenschaft doch wünschenswert.

2. Das Buch wendet sich an „Forscher und Lehrer, Studenten und Schöler, Kulturschaffende, einheimische Bayern und Zugereiste und Touristen“ (S. 12). Allen diesen Gruppen kann man es nicht recht machen. So beugt Z. möglicher Kritik gleich vor, indem er anmerkt, Sprach- und Literaturwissenschaftler würden wohl die Tiefe vermissen und Selbstverständliches finden. Nun, für einen Sprachwissenschaftler ist das Buch wohl ganz angenehm zu lesen, zumindest in Teilen. Für durchschnittlich informierte Lehrer und Studenten könnte es einen Zugang zu der Thematik eröffnen, aufbauend auf ein Minimum an Vorwissen. Wenn Kulturschaffende es zur Hand nehmen würden – wie schön! Einheimischen Bayern kann man es wärmstens empfehlen, Zugereisten und Touristen dagegen nur noch mit Einschränkungen: hierzu ist die „Transkription“ einfach nicht genau genug, und wäre sie es, dann könnte man es dem nicht sprachwissenschaftlich vorgebildeten Zugereisten noch weniger empfehlen. In der Terminologie hält sich der Verf. angestrengt zurück. Aber im grammatischen Teil begeht er doch einige Sünden, z.B. bei der Behandlung des Konjunktivs (S. 102): „Irrealis“, „Konditionalis“, „Optativ“, „Potentialis“ usw. dürften dem Nichtakademiker doch einigermaßen aufs Gemüt schlagen; und selbst dem Akademiker mögen Konjugationsschemata wie die S. 95 einige unangenehme Erinnerungen an die strenge Dame Grammatik wiederbeleben. Geduld ist hier durchaus erwünscht (dann entdeckt man auch ihren Liebreiz). Dagegen lesen sich die soziolinguistisch orientierten Abschnitte viel flüssiger und müheloser. Um es zusammenzufassen: Ein Hausbuch für alle Stände wird „Das bairische Dialektbuch“ wohl nicht werden, aber doch ein informatives Repetitorium für Lehrer, Studenten und andere „Vorgebildete“.

3. Was meint nun der Verf. mit „bairisch“? Das ganze bairische Dialektgebiet inclusive Österreich und Südtirol (und die meist nur noch auf Landkarten existierenden bairischen Sprachinseln)? Aber es ist auch noch ein österreichisches Dialektbuch geplant (S. 17). Warum heißt es dann noch „Das (!) bairische Dialektbuch“? Oder war doch nur ein bayrisches Dialektbuch gemeint? Aber da fehlen immerhin noch die Schwaben und Franken, auch wenn man sich kräftig bemüht hat, die Grenzen des Bairischen so weit wie möglich zu ziehen, indem man die Übergangszonen zum Ostrränkischen und Schwä-

bischen einfach dem Bairischen zugeschlagen hat (S. 58, 60f.). Ein bairischer Sprachkollonialismus? Da liest man dann auch, der Beschreibungsgegenstand sei „Die angestammte Landessprache der Baiern“ (S. 19). Wer sind denn die Baiern? S. 59 werden zu dieser existenziellen Frage recht spekulative Antworten angeboten. Dabei konstatiert der Verf. S. 86 bei der Entwicklung von *st* zu *scht* sehr wohl die Verwandtschaft des Bairischen zum Schwäbisch-Alemannischen. Die bemerkenswerten Arbeiten von Mayerthaler¹, so anfechtbar sie auch sein mögen, sind Z. offenbar nicht bekannt; aber vielleicht sollte man doch darüber nachdenken, ob die Baiern nicht doch nur ein Gemisch aus nach Osten zu ausdünnenden Alemannen und lateinischer Restbevölkerung sind – und ihre Sprache auch. Unabhängig davon hat Z. die Binnengliederung des bairischen Sprachraums S. 62f. sehr gut beschrieben, und zwar sowohl die regionale wie die zeitliche und soziale Gliederung. Er präpariert in immer neuen Ansätzen die Entwicklung der jüngsten Vergangenheit heraus: die explosionsartige Ausdehnung der münchener Variante, das Zurückweichen der sozial negativ bewerteten Varianten, des Nordbairischen z.B., ja überhaupt der eigentlichen regionalen Besonderheiten. Vielleicht ist das eines der zentralen Anliegen des Autors zu verdeutlichen, daß „Bairisch“ ein ungemein vielschichtiges Sprachkonglomerat ist, gegliedert in regionaler, zeitlicher und sozialer Hinsicht. Diese Vielschichtigkeit macht die Darstellung schwierig. Wollte man die Varianten wenigstens in Auswahl bieten, so bräunte man viel Platz und noch mehr guten Willen der Leser.

Man könnte aber auch einen bestimmten Teildialekt als perspektivischen Punkt wählen (er müßte natürlich dafür geeignet sein) und hauptsächlich ihn darstellen, auf die abweichenden Eigenschaften der anderen Teildialekte aber dann, wenn sich Gelegenheit dazu bietet, eingehen. Z. entscheidet sich hier nicht klar, sagt es wenigstens nicht. Verfolgt man seine Darstellung, so findet man eine Grundschrift von relativ gegenwartsnahen, „münchenerischen“ Formen, z.B. *glacht*, *gnomma*, *gaawad*, *gscheint* (S. 99), *baun*, *schaung*, *frain* (S. 94), *läffa*, *macha* (S. 93), *räffa*, *käffa* (S. 77). Daneben kann der Autor eine gewisse Liebe zum Alten, ja Urtümlichen nicht verleugnen, und so verzeichnet er auch „tiefe“ Formen, z.B. *vgi*, *kian* (S. 55f.), *hoazzn*, *Bia* (wohl eher *Bial*), *iam* (S. 83), nicht zu reden von den vielen Beispielen mit Lautverlust (S. 90), die heute kaum noch in Gebrauch sind. Nur in den wenigsten Fällen gibt Z. die genaue zeitliche und regionale Zuordnung der Beispiele an, ein echter Mangel, wie ich glaube. Andererseits verirrt er sich manchmal, sitzt z.B. Wortwitzen auf wie: *derwuschen* (eig. *dawischd*), *gschnitzn* (eig. *gschnaiddd*), *gnosn* (eig. *hods n grissn*), *gstriffen* (eig. *gschdroaffd*), (S. 100, vgl. auch Abschnitt 5.2). – Schließlich scheint Z. eine nicht mehr ganz den Tatsachen entsprechende Vorstellung vom Hochdeutschen zu haben. Er hat völlig recht, wenn er kritisiert, daß durch die Zeitläufte (kleindeutsches Reich usw.) der Einfluß des Hochdeutschen im Sinne von Adelung (= des Oberdeutschen) auf die

Schriftsprache zurückgegangen ist, und er hat doppelt recht, wenn er einer süddeutschbairisch gefärbten Sprechsprache das Wort redet. Aber er hat in seinem Eifer offenbar übersehen, daß der Duden diese Wendung in den letzten zwei Jahrzehnten längst vollzogen hat. Im Ausspracheduden von 1970 werden nicht mehr länger bair. Varianten unter „ugs.“ oder „südd.“ oder „regional“ verzeichnet; allenfalls macht er den „untergeordneten“ Rang durch ein „auch“ sichtbar, aber er läßt diese Varianten zweifelsfrei als „deutsch“ zu. Am deutlichsten ist das zu sehen bei den von Z. S. 91 verzeichneten vorgeblichen Akzentvarianten des Bairischen gegenüber dem Hochdeutschen: die angeblich bairischen Akzentvarianten werden unter „auch“ angegeben (z.B. *Tele'fon*), oder sie werden als gleichberechtigte Varianten verzeichnet (z.B. *Uni'form*), oder es handelt sich, wie im Hochdeutschen auch, um syntaktisch variierende Akzente (wie bei *'außerdemlauffer'dem*). Wenn überhaupt, dann kann man nur feststellen: im Bairischen gibt es bei einigen der genannten Wörter nicht alle Akzentvarianten des Hochdeutschen (und umgekehrt).

4. Das Buch umfaßt zwei Hauptteile: der erste informiert über alle primär sprachlichen Aspekte des Bairischen, der zweite über die Literatur, in der Bairische Mundart eine Rolle spielt². Der sprachwissenschaftliche Teil überwiegt mit ca. 220 Seiten den literarhistorischen mit knapp 50 Seiten bei weitem und macht so die Schwerpunktsetzung deutlich. Der erste Hauptteil enthält nach einer knapp informierenden Einführung zur Unterscheidung von Bayerisch – Bairisch, zum Begriff von Dialekt und Mundart und zur Frage des Dialekts in Altbayern drei Kapitel: zur Geschichte und Geographie des Bairischen, zu seiner Grammatik, und schließlich zur Rolle des bairischen Dialekts in der Gesellschaft. Dieses letzte Kapitel ist in Zusammenarbeit mit bzw. auf der Basis von Originalbeiträgen von L. M. Eichinger, Reinhard Rascher und Anthony Rowley entstanden, ausnahmslos in dieser Thematik wohl ausgewiesene Forscher.

Im ersten Abschnitt wird der Grund gelegt für die grammatische Beschreibung des gegenwärtigen Bairisch: die historische Dimension, wobei nicht von einer Ausgliederung aus einem einheitlichen Gemeingermanisch ausgegangen wird, sondern von einer sehr frühen Aufspaltung in Stammesdialekte, was immer das näherhin heißen mag. Wegen der Spärlichkeit der Mundartquellen für die Frühzeit bis ca. 1600 ist ein Eingehen auf diese Quellen, die in einem ganz anderen Sinn „Literatur“ sind als in der Gegenwart, unumgänglich. Der entsprechende Abschnitt nennt eine Unzahl von Namen und Werktiteln, zitiert einige Quellen auch im Original. Darüber geht manchmal der Faden verloren, nämlich die Darstellung der Entwicklung des Bairischen in Korrelation zu den Nachbardialekten (und regionalen) Standardsprache sowie die Problematik der Erfassung solcher Dialektvarianten in den nicht immer reichlich sprudelnden Quellen, die zudem, da verschriftlicht, eigentlich mundartfremd sind. Das beginnt schon bei den frühesten Zeugnissen, wie

etwa dem Hildebrandslied, das man als „alt-sächsische“ Überarbeitung einer wohl (!) bairischen Vorlage (S. 27) einstuft. Nicht sehr viel anders hört sich das beim Wessobrunner Gebet an, von dem gesagt wird, daß es aus Wessobrunn 814, „vielleicht aber aus St. Emmeram oder aus dem Kloster Staffelsee“ (S. 31), stammt. Je nachdem müßte man es ganz unterschiedlichen Teildialekten zuordnen. Die Darstellung sieht gerade für die Bereiche bis zur Neuzeit eher wie ein Auszug aus einer Standardliteraturgeschichte im Stil eines studentischen Merckezepths aus. Wäre es hier nicht besser gewesen, sich auf die Darstellung der Rolle des Bairischen, soweit faßbar, zu beschränken und die Namen und Titel, zusammen mit weiterführenden Literaturhinweisen, in ein chronologisches Register zu verbannen? So hätte man die Grundlinien der Entwicklung viel einprägsamer herausarbeiten können, und dann wäre es vielleicht auch nicht zu der bedauerlichen Lücke beim 18. und 19. Jhd. gekommen: dadurch kann man nicht verstehen, was eigentlich zum Ausscheiden bairischer und überhaupt süddeutscher Merkmale aus dem Hoch-/Schriftdeutschen geführt hat. Sievers ist doch nicht der Anfang dieser Entwicklung, sondern ihr Ende und ihre Besiegelung. Freilich hat sich nach 1945 das Schwergewicht der Bundesrepublik, auch sprachlich, in den Süden verlagert; der Norden ist nicht mehr länger tonangebend, auch nicht mehr in der Umgangssprache.

5.1. In einem knappen und informativen Abschnitt gelingt es Zehetner, die Abgrenzung der bairischen Mundart nach außen wie auch die reiche regionale und soziale Binnengliederung darzustellen, gleichzeitig die Dynamik in der Entwicklung der jüngsten Zeit zu verdeutlichen, die zu einer Verschiebung der Binnengrenzen führt zugunsten des Münchenerischen und Oberbayerischen und zu Lasten der Randdialekte, v.a. des Nordbairischen, und das kommt einer Verschiebung der internen Schichtung der Dialektformen zugunsten der hochsprachenäheren und zu Lasten der hochsprachenferneren (Basis-)Dialektformen gleich. Insofern muß dieser Abschnitt eng verknüpft gesehen werden mit dem Abschnitt über Dialekt und Gesellschaft (S. 155–226), und ich kann es nur bedauern, daß diese Kapitel nicht unmittelbar aufeinander folgen, zumal das letztere Kapitel die Darstellung der Grammatik des Bairischen nicht voraussetzt und sehr viel leserfreundlicher ist als der Grammatikabschnitt. Freilich, leicht zu lesen ist dieser Abschnitt nicht: wichtige Termini wie etwa „Sekundärumlaut“ werden nicht erklärt (S. 54), können wohl auch nicht in aller Kürze erklärt werden. Der Zusammenhang von Konsonantenschwächung und Veränderung des Silbenschnitts wird ebenfalls nicht erläutert (jedenfalls nicht an dieser Stelle, S. 55). Der Versuch, zur Abgrenzung und internen Gliederung nicht nur das Lautinventar und Lautregeln sowie Lexik (die traditionellen Abgrenzungskriterien) zu verwenden, sondern auch Wortbildung und Satzbau heranzuziehen, muß als gescheitert betrachtet werden; er ist in der Forschung einfach nicht genügend vorbereitet. Zudem ergeben sich gegenüber dem Grammatikabschnitt bei der



Enge des vorhandenen Raumes störende Verdoppelungen. Unbefriedigend ist auch, daß über die Problematik von Mundartgrenzen nichts gesagt, aber einschlägiges Wissen vorausgesetzt wird (S. 68). Daß die Grenze mittelbairisch – nordbairisch hier ausführlich diskutiert und dargestellt wird, verdient besonderes Lob. Was allerdings die Kennzeichnung des Mittelbairischen als „modernste Form, die fortschrittlichste Ausprägung des Bairischen“ gegenüber „passiven Randlandschaften“ (S. 60) soll, will mir nicht einleuchten (außer daß es so oder ähnlich bei Kranzmayer steht). Es geht doch nur darum, daß sich das Mittelbairische schneller entwickelt als die übrigen bairischen Mundarten.

5.2. Ein besonders schwer zu vermittelnder Teil des Darstellungsprogramms einer Mundart ist zweifelsfrei ihre Lautform. Eigentlich ist es ja ein trauriger Anblick, Mundart geschrieben zu sehen, und heute zudem in vielen Fällen auch überflüssig: haben wir nicht nahezu perfekte Tonträger, denen auch der Mundartschriftsteller genau die Lautform anvertrauen könnte, die er meint? Hier aber ist die Verschriftlichung notwendig. Und da kann mit der sinnwidrigen Verschriftlichung nur versöhnt werden, daß man eine möglichst lautrichtige Verschriftlichung in der Art einer phonetischen Transkription wählt. Nur – der wenig geübte Leser würde davor kapitulieren, und so hat Zehetner zu Recht nach einem gangbaren Kompromiß gesucht: er wählt eine primär phonemisch orientierte Umschrift, die die nicht bedeutungsunterscheidenden Merkmale weitgehend vernachlässigt, und beschränkt sich auf die normalen Schriftzeichen (inklusive Großschreibung), so daß ein einigermaßen orthographienahes Schriftbild entsteht. Freilich, das bedingt Mängel nach beiden Seiten: der Interessierte kann die genaue Lautform auch mit größter Anstrengung nicht mehr ermitteln, der Ungeübte gerät dennoch an Kryptogramme, die möglichst direkt mit der hochdeutschen Entsprechung kombiniert sein sollten. Unvermeidlich ist wohl auch, daß sich einige Inkonsistenzen eingeschlichen haben. So stellt Z. zwar zutreffend fest, daß die Unterscheidung von b/d/g und p/t/k durch die süddeutsche Konsonantenschwächung gefallen ist, trotz seiner phonemischen Umschrift verwendet er aber in einige Fällen p/t/k, z.B. *broteln* statt *broudl'n* (S. 143), *restn* statt *reddsn* (S. 55), *heft* statt *hea'fd* (wobei ich jeweils die mir geläufige Lautform in der Transkription von Z. ansetze). Kürze und Länge eines Vokals wird nicht direkt am Vokal markiert, sondern allein die Kürze durch Verdoppelung des Folgekonsonanten recht anschaulich markiert. Ist aber der Folgekonsonant m/n/l/r, dann kann sich Z. offenbar (aus durchaus einsichtigen Gründen) nicht recht entscheiden: *Bäm* statt *Bämm* (S. 77), aber durchaus *rämma*; *blim* statt *blimm* (S. 90); in diesen Fällen könnten wir allerdings auch unterschiedlicher Ansicht über die Länge des Vokals sein. Nicht gut aber bei *fänndd* statt (S. 105). – Das überhelle a markiert Z. mit einem Gravisakzent (*â*), m.E. eine nicht sehr gute Lösung. Andererseits spart er sonst alle Diakritika aus, obwohl die durchgängige Markierung des Wortakzents und der Silbengrenzen (bzw. von silbischen Konsonanten) die Lektüre eher erleichtert

hätte, zumal in den Nebensilben, vermutlich zur leichteren Lesbarkeit, volltonige Vokale angegeben werden. Schwer zu kritisieren wird aber das Verfahren Z.s. dadurch, daß er bisweilen die orthographische Form zur Kennzeichnung eines Wortes verwendet: etwa Plättling (S. 76), das in dieser Aussprache bei einem Baiern wohl kaum einmal auftritt; mögliche Formen wären hier: *Bläl'en*, *Bläl'ing*/*Blädd'ing*. Das à jedoch, um das es hier geht, ist korrekt, wenn auch nicht aus geographischen Gründen.

Das Beschreibungsprogramm der Lautlehre ist das übliche: zunächst wird das Lautinventar beschrieben, wobei sich Z. vorwiegend an die ihm selbst geläufige westmittelbairische Mundart der Gegend von Freising hält, ohne das allerdings klar zu sagen. Bei den angegebenen Beispielen könnte man in vielen Fällen durchaus anderer Meinung sein, aber das gehört oft zu den Einwänden der Art: „bei mir heißt das so.“ Da Z. die Variation jedoch klar herausgearbeitet hat und auch feststellt, daß die ganze Bandbreite der Variation nicht dargestellt werden kann, verzichte ich hier auf Einwände dieser Art. Feststellen muß man aber doch, daß z.B. die S. 80 aufgelisteten Wörter keineswegs immer „im Bairischen zusammenfallen“ (S. 79f.): in meinem Dialekt (!) etwa lautet ‚Stuhl‘ *Schdui*, ‚Stiel‘ aber *Schdei* usw. Übergeneralisierungen dieser Art sind nicht ganz selten. Ein zweiter Abschnitt dient der Darstellung der Lautgesetze bei Konsonanten: durch den konsequenten Bezug auf das Hochdeutsche als Vergleichskonstante (eine im übrigen anfechtbare, aber für diesen Zweck sinnvolle Darstellungsweise), müssen einige Besonderheiten in Form von (eigentlich diachron zu formulierenden) Lautgesetzen dargestellt werden: Z.B. die Konsonantenschwächung, der Konsonantenausfall, Spirantisierung, Einfügung von Bindelaute, Assimilation usw. Da der größte Teil dieser Entwicklungen in den Varianten, die vom Münchenerischen beeinflusst sind, rückgängig gemacht worden sind (nur einige Reliktformen weisen noch darauf hin, daß sie ursprünglich auch da galten), greift Z. hierbei stärker auf tiefere Dialektschichten zurück. Daß er nicht weiter auf die für das Mittelbairische so typische l- und r-Vokalisierung sowie die Nasalierung eingeht, ist eine echte Lücke. Erstere sind an anderem Ort verzeichnet, die Nasalierung aber tritt nur in einigen Umschriften auf: *Gmoa* (S. 83), *doa*, *ge* (S. 94). Bei u und i, wo nach meiner Kenntnis die Nasalierung schon lange verschwunden ist, wird sie in zwei Fällen noch markiert: *su* (S. 94), *hi* (S. 134); konsequenterweise müßte aber dann auch bei *heft* (S. 87), *baun*, *schaung*, *i ho* (S. 94 u. 98) die Nasalierung gekennzeichnet sein.

5.3 Das zweite Kapitel der grammatischen Beschreibung widmet sich der umfangreichen und komplizierten Formenlehre; hier bietet Zehetner eine umfassende Beschreibung der Flexion von Substantiv, Artikel, Verb, Pronomen, Adjektiv und Adverb. Die Darstellung ist durchaus geeignet, die Komplexität des Gegenstandes zu erweisen, die feine Ausarbeitung des Formensystems, das besser als alle verbalen Beteuerungen zeigen kann, daß der Dialekt keine abgesunkene Hochsprache ist, auch nicht eine „auf den gramma-

tischen Ebenen reduzierte . . . Redeweise“ (Berlinger, zitiert von Z. S. 18), sondern viel formenreicher als die Schriftsprache, etwa bei den Personalpronomina und bei den Orts- und Richtungsadverbien. Im Abschnitt über die Flexion des Verbs wird merkwürdigerweise die „Konjugation“ getrennt von den Infinitiv- und Konjunktiv- sowie Part. Präs.-Formen. Die Darstellung läßt aber kaum etwas zu wünschen übrig. Beim Part. Präs. werden die Besonderheiten des Gebrauchs ganz einleuchtend dargestellt. Beim Konjunktiv (S. 102–105) jedoch scheint mir die Darstellung von der falschen Seite her aufgezo-gen: die alte Form ist ja die starke; daneben wurde eine neue schwache auf -*äd* entwickelt und verallgemeinert. Daß bei den starken Formen der Umlaut *ä* ein „Gefühl zum Ausdruck“ (S. 105) bringt, wage ich zu bezweifeln. Die bei den starken Konjunktivformen angegebenen langen Vokale, z.B. *às*, *fràs*, halte ich für falsch. Trotz der beeindruckenden Fülle des Gebotenen handelt es sich keineswegs um „eine fast vollständige Grammatik des Verbs“ (S. 105).

Diesich daran anschließende Behandlung der Flexion des Substantivs und des Artikels enthält an Themen so ziemlich alles, was gut und teuer ist; auch die Besonderheiten des Gebrauchs beim Artikel sind verzeichnet. Allerdings bin ich auch hier mit einigen Singularformen nicht einverstanden: statt *Schriid* (warum wird hier die Vokallänge durch Doppelschreibung markiert?) müßte es *Schriad* heißen (S. 120); bei *Hand/Wand/Bank* müßte schon im Singular Umlaut angegeben werden: *Henndd/Wenndd/Bennn*. Bei den restlichen Beispielen macht die fehlende Lautschrift für den Unkundigen die Auflistung wertlos: wie soll er etwa ermitteln, daß bei *Stoß* die Formen *Schdous/Schdess* (in meinem Dialekt) lauten? Ähnliche Probleme muß ich bei der Angabe von Genus-Abweichungen beim Substantiv notieren: *Einbrenn/ Ai'brenn* ist nicht neutrum, sondern fem.; *der Schrauben* ist nicht zu entziffern als *dealda Schraof*; *der Wadel* als Diminutiv (ohne diminuerende Bedeutung) ist nicht denkbar, korrekt lautet die Form *s'Wäll*. Bei *der Kartoffel* sollte man vielleicht angeben, daß das Genus auf die Form *da Earabbfe* (= der Erdapfel) zurückgeht. Bei *Knäuel* und *Brösel* müßte vermerkt werden, daß Diminutivformen gemeint sind, die automatisch neutr. sind: *s'Gnaial*, *s'Bressal*. In dieser Weise gäbe es noch einiges zu kritisieren, nur eins abschließend: *Die As* mag einmal *dield'Sao* (z.B. *d'Oachl-Sao*) gewesen sein, sonst aber ist es immer noch (beim Tarock, nicht beim Schafkopfen) *s'Ass*.

Bei der Behandlung der Personalpronomina sind nur einige kleinere Inkonsistenzen zu verzeichnen. Der Wechsel =e/=a bei den enklitischen Formen der ersten Person Sg. ist in der Tabelle verzeichnet, bei den Bsp. wird einheitlich =e verwendet. Für die 3. Pers. Sg. masc. Akk. werden die Alternanten =n (a) und =(a) n angegeben, bei den Beispielen tritt aber nur =an auf. Bei den enklitischen Formen werden zudem die Bindungen nicht immer richtig, zwischen Nominativ- und Dativ-/Akkusativ-Form manchmal auch gar nicht angegeben, -*man* ist in einem Teildialekt mit Nasalierung übrigens gut von *wir*

unterscheidbar: *ma* gegen *=ma* (S. 132), ebenso *eines* im Sinne von ‚welches‘ von *eines* im Sinne von ‚eins‘: *oa's* gegen *oans*.

Bei der Behandlung der Adjektivflexion wird der abweichende Gebrauch des Komparativ sehr schön beschrieben. Allerdings fehlt die Darstellung der Adjektivflexion, die einige Tücken birgt. Nicht zustimmen kann ich Z., daß das prädikative Attribut keine Genusmarkierung zeige. In tiefen Dialektversionen heißt es durchaus (auch heute noch!):

*Èa is grannaloissa granna
hoamk'emma*

*De is granneloissa granne
hoamk'emma*

*s'K'innd is grannsgloissa granns
hoamk'emma*

Recht systematisch ist auch das komplexe deiktische System der Orts- und Richtungsadverbien dargestellt. Ungewöhnlich ist nur die Angabe von *drim* statt *ènndd*, obwohl andererseits durchaus *drènndd(n)* (S. 136; S. 137: *ent*, *drent*) verzeichnet werden. Die abschließende Beschreibung von Partikeln gehört eigentlich nicht in die Formenlehre. Sie wäre ohnehin besser weggeblieben, da Z. kein überzeugendes Beschreibungskonzept anzubieten hat.

5.4. Das so umfangreiche Thema Wortbildung wird auf ganzen 4 Seiten (S. 140–144) abgehandelt. Die Standardbeispiele, nämlich Diminutive bei den Substantiven, Verben auf *-eln* und Adjektive auf *-ad*, werden gut beschrieben. Aber es sollte deutlich gesagt werden, daß es sich dabei um einen winzigen Ausschnitt handelt, auch wenn man die Infinitivbildung bei den Verben (S. 93ff.) hinzurechnet. Freilich ist auch die Aufbereitung in der Literatur durchaus unbefriedigend.

5.5. Das Thema Syntax wird ähnlich kurz erörtert wie die Wortbildung (S. 145–150). Das Beschreibungsprogramm beschränkt sich auf einige Auffälligkeiten wie das Überwiegen der Parataxe (das trifft aber wohl auf alle mündlichen Sprachformen zu), die Einleitungselemente von Verb-Letzt-Sätzen, die Ersetzung von Infinitivkonstruktionen, die mehrfache Verneinung, Abweichungen in der Verbstellung und Umschreibungen mit *tun*. Freilich trifft die Verantwortung hierfür kaum den Verfasser, sondern die allgemeine Forschungslage (zur Syntax gibt es nur wenige Spezialuntersuchungen) wie auch das Problem, daß Abweichungen in der Syntax im allgemeinen wesentlich schwerer zu beobachten sind und daß sie wohl auch durch Interferenz mit der Standardsprache frühzeitig verloren gehen.

5.6. Einen eigenen Abschnitt zur Bedeutungslehre gibt es leider in diesem Buch nicht. Das ist doppelt schade, da dieser Bereich für die Alltagskommunikation sehr bedeutsam ist, man denke nur an den Bedeutungsunterschied von *anschaffen* oder *Mensch* im Bairischen und Hochdeutschen. Außerdem läßt sich gerade diese Thematik verständlich und eindrucksvoll für den Laien darstellen⁶. Nützlich und anregend wäre auch eine knappe Zusammenstellung von Wörtern gewesen, die ausschließlich im Bairischen bzw. in Teildialekten auftreten (Kennwörter), sowie von Wörtern, die nur in der Standardsprache auftreten, nicht aber im ursprünglichen Bairischen, die aber inzwischen lautlich weitge-

hend integriert wurden. Z. behandelt sie wie normale bairische Wörter, vgl. etwa Abstrakta wie *Wachstum* (S. 122). Übrigens kann man an der Lautform manchmal erkennen, daß ein vorhandenes Wort mit neuer Bedeutung und neuer Form noch einmal übernommen wurde, siehe etwa *Gloas* ‚tiefe Rinne im Boden‘, *Gleis* ‚Eisenbahngleis‘ usw.

5.7. Das, was in der Sprachwissenschaft üblicherweise der Pragmatik zugeordnet wird, ist in diesem Buch verteilt auf die Abschnitte „Sprache und Gesellschaft“ und „Schulprobleme“. Das Sprechhandeln im engeren Sinn, seine Regeln und Formen, wird eher am Rande behandelt, etwa in der Beschreibung ritueller Sprechsituationen wie ‚beleidigen‘, ‚grüßen‘ (S. 189ff.). Diese so unterhaltsamen wie lehrreichen Abschnitte hätten eine Ausdehnung verdient, allerdings müßte man dabei in den meisten Fällen wissenschaftliches Neuland betreten.

5.8. In dem (im Vergleich zur Grammatik) relativ umfangreichen Kapitel über Sprache und Gesellschaft werden in einem fast zu flüssigen Stil interessante und informative Themen behandelt: etwa sprachliche Minderwertigkeitsgefühle der Sprecher des Nordbairischen; der geschlechtsspezifische Dialektgebrauch (ein unbequemes Thema), der Einfluß von Fachsprachen, von beruflicher und sozialer Mobilität auf den Dialektgebrauch und die Dialektform; der Einfluß von Sprechsituation und sozialem Status des Sprechers wie der Angesprochenen auf den Dialektgebrauch usw. Das alles ist zudem mit statistischem Material gut belegt und abgesichert. Soziolinguistische Themen werden auch an anderer Stelle im Buch angesprochen: so etwa die Variabilität des Übergangs von Mundart zu Hochsprache (S. 19), die Durchsetzung des Münchenerischen auf Kosten der bäuerlichen Raddialekte (S. 68), die Sonderentwicklung der Nomina Sacra in lautlicher Hinsicht (S. 81), die Ammensprache bei Diminutivformen (S. 140).

5.9. Die Erfahrungen Zehetners als Lehrer in Altbayern kommen dem Abschnitt über Schulprobleme aufgrund des Dialekts in diesem Buch sehr zugute. An zahlreichen Beispielen zeigt Z., wo Probleme auftreten können, und er richtet sehr deutlich Worte an die Lehrer, die mit solchen Problemen konfrontiert sind. Trotzdem wird die Lektüre durch eingestreute Anekdoten und Zitate nie öde und langweilig. Das, was Zehetner hier empfiehlt, kann man in seiner auf praktischer Erfahrung beruhenden Ausgewogenheit – die Standardsprache wird keineswegs abgewertet oder verurteilt, dem Dialekt wird der gehörige und bedeutsame Platz zugewiesen – nur jedem Lehrer, nur allen Eltern zur Lektüre (und Beherzigung) empfehlen.

6. Der ausschließlich von Ch. J. Wickham (dessen Name nicht im Haupttitel auftaucht) verantwortete abschließende Teil stellt die Geschichte bairischer Literatur von ca. 1600 bis zur Gegenwart dar, und zwar in der Form eines äußerst knappen Abrisses, der die einzelnen Epochen relativ schematisch, die einzelnen Entwicklungen darin in möglichst engen inhaltlichen Abschnitten zu erfassen sucht. Einleitend wird die Paradoxie von „Mundartliteratur“ klar zum Bewußtsein gebracht. Der Verfasser schließt daraus, daß

Mundartliteratur immer oppositionell sei (S. 229), da sie nicht der Konvention entspreche, die Literatur der Schriftsprache vorbehalte. Wenn ihn nicht der Augenschein eines besse- ren belehrt hat, so hätte er doch den Trugschluß erkennen müssen: wenn sich jemand gegen die geltenden Konventionen verhält, so muß er keineswegs oppositionell, gar „sozialkritisch“ (S. 229) sein, er kann sogar besonders affirmativ werden. Darüber hinaus stimmt es einfach nicht, daß Mundart, die Sprache des Volkes, literarischen Konventionen nicht entsprochen hätte, im Gegenteil: die Burleske, das Lustspiel, war allezeit Vorrecht der niederen Stände, und dieser Stilrichtung angemessen war die Sprache des Volkes, die in ihrer ‚Derbheit‘ viel Kontrast hergab für die ‚literarische‘ Sprache der Personen von Stand. Daher rührt wohl auch die tief verwurzelte Vorstellung, daß Dialekt vor allem für die Darstellung lustiger, witziger, pointierter Sachverhalte geeignet sei, daß er sich aber nicht eigne für die Darlegung komplexer Sachverhalte, nuancierter Stimmungen und Seelenlagen – ein Fehlurteil, das auch in dieser Darstellung anklingt, das sich allerdings auch durchaus in der literarischen Produktion konkretisiert hat. Für das 17. und 18. Jhd. bleiben nur ganz wenige Seiten für wenige Namen und Titel. Fatal ist auch, daß Empfindsamkeit, Sturm und Drang, Klassik und Romantik einfach übersprungen werden.

Freilich ist aus dieser Zeit an Dialektliteratur nicht viel zu vermelden, aber gerade diese Lücke ist doch wichtig für die weitere Entwicklung der Mundartliteratur. Die eigentliche Darstellung setzt erst ein mit dem Biedermeier, insbesondere mit der Herausstellung Kobells als des Begründers der bair. Dialektliteratur. Bezeichnend ist, daß crst in der letzten Zeile in einer Apposition erwähnt wird, daß er ein „Dialektfremder“ war. Im weiteren Verlauf findet man eine Unzahl von Namen und Titeln, wobei sich der Verfasser dankenswerterweise nicht auf anerkannte Literaten beschränkt, sondern auch Schriftsteller nennt, deren Qualität zumindest umstritten ist. Gerade in den weniger bekannten Autoren wird die Darstellung farbiger, kann man auch manche Entdeckung machen. Dagegen tut sich Wickham sichtlich schwer mit den großen Namen wie L. Thoma, Valentin und O.M. Graf: bei ihnen überwiegen überflüssige biographische Details⁷ in relativ unzusammenhängenden Reihungen, einige Anekdoten, schablonenhafte Urteile und Epitheta wie „humorvoll“, „witzig“, „pointiert“. Das 20. Jhd. ist erfreulich vorurteilslos dargestellt. Auch wirklich kritische Autoren wie Martin Sperr, F. X. Kroetz, die Biermöslblasn werden erwähnt. Schwer verdaulich wirkt allerdings die Kennzeichnung von Konstantin Weckers Liedern mit „Lyrische Ausbrüche . . . ohne Sentimentalität“ (S. 272).

Insgesamt ist, jedenfalls für einen literarhistorischen Dilettanten wie mich, dieser Teil relativ unbefriedigend: das Thema wird auf zu knappem Raum abgehandelt; der Autor hat keinen Weg gefunden, den beschränkten Raum durch Konzentration auf einige Themen (und eventuell gedrängte Informationen in einem Anhang) zu kompensieren; über die Menge der Einzeldaten geht der rote Faden verloren: welche Rolle spielt der Dialekt in



dem betreffenden Werk, wie wird er wiedergegeben usw.

7. Das Buch ist in formaler Hinsicht recht sorgfältig gearbeitet. Die Druckfehler halten sich in engen Grenzen, Meta- und Objektsprache sind deutlich unterschieden (wenn auch der Kursivdruck darüberhinaus für Hervorhebungen verwendet wird). Die Bedeutungsangaben und Übersetzungen sollten allerdings den Beispielen eindeutiger und direkter zugeordnet sein. Bei den Karten und Diagrammen vermißt man bisweilen Angaben und Herkunft, zum Erhebungszeitpunkt der Daten usw. Die Verweise in die Literatur mit Nummern der Bibliographie sind etwas mühsam zu realisieren, stören dafür aber den Text wenig. Die beigegebene thematisch gegliederte Bibliographie ist eine wertvolle Informationsquelle. Allerdings wäre manchmal ein knapper Kommentar zum Inhalt der Titel nützlich. Als eine Lücke empfinde ich es, daß die im Text erwähnten Dialektautoren nicht in der Bibliographie erwähnt werden. So muß man bei einer Entdeckung erst ziemlich umständlich nach einer Ausgabe suchen. Der Band schließt mit 4 Einzelregistern zu Sprachlichem, Literarischem, zu Personen und Orten und Landschaften. Mit ihm findet man in kürzester Zeit zu fast allen wichtigen Textstellen. Daß man damit auch einige Schwächen des Werks entdecken kann, versteht sich; gerade deshalb aber gebührt dem Autor Dank für die Mühe, sie restell zu haben. *Hans Altmann*

Anmerkungen

- 1 Vielleicht darf ich noch anmerken, daß ich als Angehöriger einer sprachlichen Minderheit innerhalb der Minderheit, als Niederbayer, argwöhnisch darauf geachtet habe, daß meine engere Heimat nicht übergegangen worden ist. Ich kann sagen, daß ich wenig Grund zur Klage habe; allerdings werden die sprachlichen Minderwertigkeitsgefühle der (noch) Mittelbairisch sprechenden Niederbayern vom Autor nicht ebenso gewürdigt wie die der Nordbairisch sprechenden Oberpfälzer.
- 2 Es ist eine bedauerliche Lücke, daß die spezifischen Dialektvarianten der altbayrischen Klein- und Mittelstädte vor ihrem Untergang in der jüngsten Vergangenheit m. W. nicht beschrieben wurden.
- 3 Vgl. Nr. 83 der Bibliographie im rez. Buch. Auf die Nummern dieser Bibliographie wird auch weiterhin verwiesen.
- 4 Z.B. Mayerthaler, Willi: Woher stammt der Name ‚Baiern‘? (Kurzfassung). – In: Österreichische Namensforschung Jg. 9–11 (1981–83), S. 31–54.
- 5 Bairische Literatur in Österreich wird also nicht behandelt.
- 6 In diesem Zusammenhang sollte auch angemerkt werden, daß Zehetner nirgendwo klärt, ob seine hochdeutschen Umschreibungen Bedeutungsangaben im engeren Sinn sind (dann wären sie oft falsch), oder ob es sich um bloße Angaben von Lautensprechungen handelt.
- 7 Z.B. „die zweite Ehe verlief etwas harmonischer“, S. 245 zu Lena Christ; der Hinweis, daß Valentin am Rosenmontag 1948 gestorben ist, S. 252.